

Jessica Francis Kane  
Vierzehn-Tage-Freundinnen



Jessica Francis Kane

Vierzehn-  
Tage-  
Freundinnen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Carola Fischer

**DIANA**

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Zitat S. 7: Virginia Woolf, *Die Wellen*,  
übersetzt von Herberth und Marlys Herlitschka,  
Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1979.

Zitat S. 261: Wendell Berry, »The Sycamore«,  
in: *The Selected Poems of Wendell Berry*, Counterpoint Press, Berkeley 1998.  
Hier übersetzt von Carola Fischer.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2019 by Jessica Francis Kane  
Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel  
*Rules for Visiting* bei Penguin Press, New York.  
Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Diana Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Redaktion: Claudia Alt  
Umschlaggestaltung: das verlagsatelier ROMY POHL  
Umschlagmotive: © stock.adobe.com (Olga Skorobogatova; Liliya)  
Illustrationen: © Edward Carey  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-453-29254-3

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Für Rachel, Rebecca, Laurie, Heidi und Sharon,  
meine ersten Vierzehn-Tage-Freundinnen*



So ging ich der Reihe nach zu jedem Freund,  
jeder Freundin und versuchte mit fummelnden Fingern,  
ihre verschlossenen Schreine aufzusprengen.

Ich ging von einem zum anderen, hielt ihnen  
meinen Kummer – nein, nicht meinen Kummer, sondern  
das unbegreifliche Wesen dieses unsres Lebens –  
zur Besichtigung hin. Manche Leute gehn zum Priester;  
andre zur Poesie; ich zu meinen Freunden ...

*Virginia Woolf*, DIE WELLEN



## Abreise

Ein Problem: Sie stehen am Flughafen auf einem Laufband, und auf der gegenüberliegenden Seite gleitet eine Fremde vorbei, in der Hand eine Büchertasche, auf der ein Spruch aufgedruckt ist, über den Sie schon seit Monaten nachdenken. Wie lange dauert es, bis Sie den Satz zu Ende gelesen haben? Sie haben keine Vielflieger-Bonusmeilen, aber unerhört viele bezahlte Urlaubstage und einen neuen Rollkoffer namens Grendel.

Ein bester Freund ist jemand, der ...

Die besagte Tasche war aus blauem Stoff, die Wörter waren in Weiß aufgedruckt. Ich dachte, dass der Satz vielleicht auf der anderen Seite enden könnte, der Seite, die gegen die ausladenden Hüften der Frau gepresst war, und dass ich herausfinden müsste, was dort stand. Der Gedanke ließ mich staunen, denn genau in diesem Moment war ich unterwegs zu einer Freundin, Lindy, die ich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte. Wenn ich eine beste Freundin hatte, und ich war mir dessen nicht sicher, dann war ich auf dem Weg zu ihr. Ich würde gern erzählen, dass ich mich umdrehte und auf dem Band in die falsche Richtung lief, um die Frau aufzuhalten und den restlichen Satz auf ihrer Tasche zu lesen, aber das wäre wie im Kino. Damit meine ich, dass Filme das Beste aus solchen Momenten herausholen, aber das Leben macht das eher selten.

Ich blickte über die Schulter, gerade als mein Fahrsteig endete, und beinahe gerieten ich und die junge Mutter hinter mir ins Stolpern. Ich entschuldigte mich, sie, halb unter dem Buggy, beschimpfte mich (das Kind war noch klein und, so hoffte ich, taub), also rollte ich meinen Koffer zur Seite, weg von dem Fußgängerverkehr.

Die Luft roch nach Kaffee, Parfüm und leicht nach Chlor. Daran war etwas Sommerliches, was nicht zu dem grauen Dezemberhimmel passte, der durch die Oberlichter im Flughafen zu sehen war. Die Besitzerin der Büchertasche war eine korpolente Frau in Leggings und einem Weihnachtspullover, und sie bewegte sich nicht sehr schnell. In einer Hand hielt sie ein Handy, in der anderen einen Kaffeebecher, und sie neigte sich leicht zur Seite, damit die Tasche ihr während des Telefonierens nicht von der Schulter rutschte. Ich bin fast vierzig und gut in Form, hauptsächlich durch die Gartenarbeit, ich hätte kein Problem gehabt, sie einzuholen.

Ich hätte ein Problem gehabt, ihr zu erklären, dass ich lesen musste, was auf der anderen Seite ihrer Tasche stand. Was, wenn es nichts weiter als ein Werbespruch war? »Ein bester Freund ist jemand, der ... dir eine Gardenite-Gartenschere kauft.«

Oder eine Gesundheitsempfehlung: »Ein bester Freund ist jemand, der ... sich gegen Grippe impfen lässt.«

Während ich noch andere, schlimmere, Möglichkeiten in Betracht zog, blieb ein Kind vor mir stehen. »Entschuldigen Sie«, sagte das Mädchen ernst, trotz seiner hohen Zöpfe mit den roten Schleifen. Die meisten Menschen lächeln kleine Kinder an, aber das muss man gar nicht. Sie wissen Ernsthaftigkeit zu schätzen.

»Ja«, sagte ich.

»Entschuldigen Sie«, sagte es noch einmal.

»Ich höre«, versicherte ich ihm.

Doch das Mädchen drehte sich um und sah zu einer Frau, die auf der anderen Seite der Halle in der Warteschlange vor den Toiletten stand und mit einem Baby in einer Bauchtrage rang. Sie sandte finstere Blicke und ein Winken in unsere Richtung, das Beharrlichkeit empfahl.

Das Kind wandte sich wieder mir zu. »Bitte?«, versuchte es diesmal. »Ich habe Durst.«

Ich blickte über die Schulter, dann trat ich zur Seite, damit das Mädchen aus dem Wasserspender trinken konnte, den ich versperrt hatte. Als ich aufsah, war die Frau mit der Büchertasche verschwunden.

Im Grunde ist es nicht meine Art, auf den Taschen fremder Menschen nach der Wahrheit zu suchen, aber ich durchlebte ein ungewöhnliches Jahr.

Ein paar Variablen. Betrachten wir das Wort *visit* (besuchen). Es stammt vom altfranzösischen *visiter*, das »untersuchen, prüfen oder heimsuchen« bedeutet. Man kann einen Nachbarn oder einen Freund besuchen, oder Pest und Plagen können einen heimsuchen.

Und *travel* (reisen). Es stammt vom mittlenglischen *travaillen*, das ursprünglich »sich abmühen oder abplagen; quälen« bedeutete.

Daher sollte man eine Besuchsreise zu Freunden zweifellos nicht auf die leichte Schulter nehmen. Es gibt einen Grund, warum ich meinen Koffer nach dem ersten Monster in der englischen Literatur benannt habe. Beowulfs Grendel reiste aus den Mooren nach Heorot, weil er draußen vor der großen Halle der Freundschaft lauschen wollte. Soll ich Ihnen geraten, dass ich ein wenig weiß, wie er sich fühlte? Vielleicht

fresse ich niemanden, aber Verwandlungen sind nicht immer gewalttätig oder gar körperlich.

Oh, Muse. Ich singe von Besuchen und der Frau.



Eibe (*Taxus baccata*)



Teil Eins



## Am Scheideweg

In der Mitte meines vierzigsten Lebensjahres kam ich an einen Punkt, wo die Vergangenheit mit allem, was sie beinhaltet, schwerer wog als die Zukunft; mein Kopf war so voll mit Dingen, die ich gesagt und nicht gesagt, getan und nicht getan hatte, dass ich nicht mehr wusste, wie ich mich vorwärtsbewegen sollte. Ich stand nach hinten geneigt und wackelig, ich war aus dem Gleichgewicht, und das leuchtete mir ein. Ein Leben schien mir so lang zu sein, ich konnte nicht verstehen, wie irgendein Mensch unter dem angehäuften Gewicht vorankam.

Medikamente halfen mir, eine Zeit lang. Hauptsächlich erinnere ich mich daran, dass sie mir einige Monate lang ein gutes Gefühl für die Gegenwart verschafften. Zu der Zeit fuhr ich nach Washington, D. C., zu einer Konferenz für Landschaftsplanung, und ich erinnere mich mit Vorliebe an die neue und plötzliche Leichtigkeit meiner Morgenroutine. Die Ränder der Dinge schienen schärfer. Und ich meine nicht nur Schönes wie die Bäume und den Sonnenaufgang und den blühenden Zierkohl (Gattung *Brassica*), der überall in der Stadt angepflanzt war, sondern auch Zahnpastatuben und Cremetöpfchen. Morgens fiel es mir leichter, mein Gesicht zu waschen. Tatsächlich war es ein Vergnügen. Ich glaubte wieder an die Möglichkeiten eines neuen Tages, des heutigen und des darauffolgenden.

Die Gegebenheiten meines Lebens erschienen mir klarer, und ich konnte mit neuer Entschlossenheit über sie nachdenken. Nicht

die Entschlossenheit, es besser zu machen; nur das konstante Gefühl, dass das der Stand der Dinge und nicht zwangsläufig eine Katastrophe war:

Ich habe keine Hobbys und kein Bedürfnis, mir welche zuzulegen.

Ich lese Bücher, aber nicht immer die besten. Oft sage ich, dass ich Biografien mag, aber in Wahrheit lese ich sie nur selten zu Ende, der letzte Teil des Lebens, der Abstieg hin zum Tod, ist viel zu deprimierend.

Ich bin keine gute Köchin.

Ich kann nicht singen und inzwischen auch kein Instrument mehr spielen.

Ich bin weder Frühaufsteherin noch eine Nachtteule, kann also keine Tugend auf diesen Gebieten für mich in Anspruch nehmen.

Tiere tolerieren mich, fühlen sich aber nicht zu mir hingezogen. Das Gleiche gilt für Kinder.

Ich mache mir Sorgen um die Welt, aber ich habe niemals viel Zeit mit Wohltätigkeitsarbeit verbracht.

Ich kann nicht malen und beherrsche auch keine Fremdsprache.

Ich besitze eine Katze, Hester, die unzweifelhaft einsam ist.

Ich bin nicht viel geist, eine besonders große Enttäuschung in Hinblick auf meinen Familiennamen Attaway, ein altenglischer Name, der sich von den Worten »*at the way* – am Weg« ableitet und jemanden bezeichnet, der nahe der Straße wohnt. Irgendwo in den nebligen Mooren von England, als die Namensgebung begann, schauten sich ein paar Menschen um und sahen einzelne Eschen (*Ash*) oder eine ganze Baumgruppe (*Ashworth*) und nannten sich dementsprechend. Andere zogen die von ihnen ausgeübte Arbeit in Betracht, der Schmied gab sich den Namen *Smith*, der Töpfer *Potter*, der Maurer *Mason* oder auch

*Walls*, nach der Stadt, in deren näherer Umgebung sie lebten. Doch meine Vorfahrin sah sich um und wurde von der Straße inspiriert, einem Mittel des Reisens und der Veränderung. Sie muss »am Weg« gestanden haben, wie ich auf der Brücke über den Bahngleisen nahe meinem Haus in Anneville stehe, mich nach Norden, dann nach Süden wende und mir Gedanken darüber mache, welche Möglichkeiten jede dieser Richtungen birgt.

Ich arbeite als Gärtnerin der Universität, was sicherlich nicht mein Plan gewesen war. Soweit ich mich erinnere, waren die ersten Blumen, die ich pflegte, eine Reihe von Usambaraveilchen, die auf der Fensterbank meines Kinderzimmers litten und eingingen. Die samtene Blätter hassen Wasser, aber ich goss sie nichtsdestotrotz. Als Nächstes hatte ich eine rote Geranie, die im Schatten meines Bücherregals so lange durchhielt, wie sie konnte (etwa zwei Wochen). Ich weiß nicht, wer mir diese Blumen geschenkt hatte oder warum ich sie so sträflich vernachlässigte; ansonsten hielt ich sehr gewissenhaft Ordnung in meinem Zimmer. Als die Blumen eingingen, trug ich sie zum Komposthaufen neben der Garage, jede dieser düsteren Prozessionen hinterließ bei mir den bleibenden Eindruck, dass ich keinen grünen Daumen hatte.

Im College hatte ich einige staubige Zimmerpflanzen; dann, in der kurzen Zeit in New York City, bekam mein Einzimmerapartment nicht genügend Licht, als dass irgendetwas gewachsen wäre, selbst wenn ich es versucht hätte. Doch als ich zurück nach Anneville zog, änderte sich etwas. Plötzlich wollte ich einen ganzen Garten. Jahre später machte man mich darauf aufmerksam, dass *guardian* (Wächter) und *garden* (Garten) eine gemeinsame Wurzel aufweisen, die »Sicherheit, eingezäunter

Ort« bedeutet. Zum Teil war ich nach Hause gekommen, um bei der Pflege meiner Mutter zu helfen. Ich begann, Gartenbücher zu lesen und Pläne zu entwerfen. Ich war enthusiastisch und optimistisch, und wenn ich andere Bereiche meines Lebens vernachlässigte (wie zum Beispiel mir einen Job oder eine eigene Wohnung zu suchen), dachte ich, dass mein Lohn viele Armvoll Blumen wären, und dann würde es uns allen besser gehen.

Die Rechnung ging nicht auf, aber mein Interesse blieb erhalten, und schließlich bewarb ich mich für den Landschaftsarchitekturstudiengang an der Uni. Landschaftsarchitekten sind dafür verantwortlich, ansprechende natürliche Umgebungen zu schaffen, die die Menschen genießen können. Das kann ein Garten oder ein Park sein, ein Campus oder ein Spielplatz, eine öffentliche Straße oder ein Highway oder ein Parkplatz. Man brachte uns bei, das zu bepflanzende Gelände genau zu analysieren und dann eine Anlage zu gestalten, die sich harmonisch in die Umgebung einfügt. Ich absolvierte zwei Jahre, dann nahm ich einen Job im Team des Universitätsgeländes an. Es stellte sich heraus, dass ich weniger daran interessiert war, Anlagen für andere Menschen zu entwerfen, als selbst mit den Pflanzen zu arbeiten.

Der Job gefällt mir, und ich arbeite gern mit Sue Mint, mit der ich häufig von unserem Chef, Blake O'Dell, zusammen eingeteilt werde, um die Beete auf dem Universitätsgelände in Ordnung zu halten. Sue ist ungefähr zehn Jahre älter als ich und stolz darauf, noch nie in geschlossenen Räumen gearbeitet zu haben. »Ich habe schon als Kind Laub geharkt, um mein Taschengeld aufzubessern«, erzählte sie mir. »Ich habe es nie bereut.«

Sue und ich unterhalten uns tagelang nur über unsere Arbeit, aber manchmal hat sie mehr zu sagen, und damit meine ich, dass

ich nicht weiß, ob wir Freundinnen sind, aber sie ist eine gute Kollegin. Sie hat einen Sinn für Humor, den ich sehr mag. Einmal beschrieb sie eine Gartendesignerin, die wir beide kennen: »Sie neigt dazu, bei der Gestaltung völlig zu übertreiben. Mein Gott, sie zieht sich sogar die Augenbrauen nach.«

Jetzt sagte Sue: »Ich hatte letzte Nacht einen seltsamen Traum.« Wir harkten gerade die Beete rund um das Englischinstitut und störten das junge Frühjahrsunkraut. »Ich hatte meinen eigenen Betrieb für Landschaftsplanung, und eine Freundin wollte, dass ich ihren Garten gestalte.« Sue streckte den Rücken. »Aber sie wollte, dass ein Bach, den es dort gab, über ihr Grundstück und durch ihr Wohnzimmer umgeleitet wurde.«

Ich hörte auf zu harken. »Wie bitte?«

»Ja, ich weiß. Anfangs machte ich mir auch Sorgen über den Schaden für das Wassereinzugsgebiet. Natürlich. Doch je länger ich darüber nachdachte, desto mehr Sinn ergab es.«

Ich wartete.

»Die Einzugsgebiete sind überall bedroht, stimmt's? Also bringt man sie zu sich nach Hause, um sie zu beschützen. Das war jedenfalls die Idee, und in meinem Traum erschien sie mir logisch. In einer Kurve teilte ich den Flusslauf und benutzte Naturstein für die Ufer. Ich legte sogar einen kleinen Wasserfall an. Es war wunderschön, aber sobald sich die Nachricht von dem Projekt verbreitete, wollte jeder so etwas haben.«

»Das ist schrecklich.«

Sue nickte. Sie hat muskulöse Arme von den vielen Jahren Gartenarbeit. Eine feine Erdschicht bedeckte die Haut zwischen ihren geblühten Arbeitshandschuhen und ihrem aufgekrempten schwarzen T-Shirt.

»Wie war der Name deiner Firma?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht. Ich hatte nie eine.«

Ich wusste nichts mehr zu sagen, und Sue sah aus, als würde sie es bereuen, mir von ihrem Traum erzählt zu haben. Beide wandten wir uns wieder der Gartenarbeit zu.

Die Idee, meine Freunde zu besuchen, begann mit einem Artikel, den ich in jenem Frühjahr in der Literaturspalte der Tageszeitung gelesen hatte. Dort wurde des Todestages der Schriftstellerin Amber Dwight gedacht. An einem Nachmittag im März vor fünfzehn Jahren war ein Flugzeug, in dem Amber und ihre Eltern saßen, an einem Berg in North Carolina zerschellt. Sie hatte sich auf einer Lesereise für ihren ersten Roman befunden, und ihr Vater, der einen Pilotenschein für Kleinflugzeuge besaß, hatte sie zu ihren Veranstaltungen überall im Land geflogen. Es gab keine Überlebenden.

Sofort nach ihrem Tod bekundeten ihre Freunde in den ganzen Vereinigten Staaten ihre tiefe Trauer. Ein beliebtes Webmagazin hatte eine Internetseite eingerichtet, wo Menschen, die Amber gekannt hatten, ihre Erinnerungen mitteilen konnten. Und – das ist wichtig – das war vor dem Aufkommen von Facebook und Twitter, und die Seite war nur für Posts erstellt worden. Monatelang schrieben die Menschen wunderschöne Geschichten, die niemand liken oder beurteilen oder kommentieren konnte. Die Seite war immer noch aktiv, und man konnte die Beiträge lesen und sich ein eigenes Bild machen, ohne viel Kakophonie drum herum. Das Ganze hatte eine leise Eleganz, eine gedämpfte Beschaffenheit, die dem heutigen Internet fehlt.

Die meisten ihrer Freunde waren Autoren der ein oder anderen Art, daher waren ihre verschiedenen Erinnerungsstücke und Elegien zwangsläufig gut geschrieben. Dennoch wurde beim Lesen der Internetseite offensichtlich, dass Amber ein besonderer Mensch gewesen war. Es gab Geschichten über ihre Großzügigkeit,

ihre Loyalität, ihren Sinn für Spaß und Abenteuer, ihr Sachverständnis für gebrauchte Autoteile ebenso wie für Brownie-Rezepte. Sie hatte zu allem ihre eigene Meinung, aber alle schienen sich einig zu sein, dass diese Meinungen sachkundig und scharfsinnig waren und normalerweise zur Lösung der Probleme anderer Leute beitrugen. Die Menschen schrieben, dass es ein einschneidender Moment gewesen sei, sie kennenzulernen, einer, an den man sich den Rest seines Lebens erinnern werde.

Dem Zeitungsartikel war ein Schwarz-Weiß-Foto von Amber beigefügt, und ich fragte mich, ob das ihr Autorenfoto gewesen war. Sie blickte den Betrachter direkt an, den Kopf leicht geneigt, wobei sie weder lächelte noch nicht lächelte. Sie sah aus, als wäre sie eine gute ZuhörerIn.

*Amber war das Lagerfeuer, um das sich viele Menschen versammelten. Und das Erstaunliche war, dass die Menschen um dich herum sich ebenfalls an Amber schmiegtten. Auch sie könnten dein Leben verändern. Durch Amber wurde vieles möglich. – Helen*

Ich las die Beiträge von Anfang bis Ende durch, dann ging ich zurück zum Anfang und las alle noch einmal. Meine Faszination schlug schnell in Enttäuschung darüber um, dass ich sie nicht gekannt hatte. Wir waren in unterschiedlichen Bundesstaaten aufgewachsen, aber aus den Posts erfuhr ich, dass wir im selben Jahr, im selben Monat nach New York City gezogen waren. Während ich mich ausschließlich von Ramen-Nudeln ernährte und allein endlose Spaziergänge im Central Park unternahm, weil ich mir nichts anderes leisten konnte, schmiss sie anscheinend berückichtigte Dinnerpartys, nicht weil sie wohlhabend gewesen wäre,

sondern weil ihr Leben verzaubert schien. Aber das ist nicht fair. Vielleicht war es verzaubert, aber sie schien auch liebenswürdig zu sein und die Initiative zu ergreifen.

*Ich lebe seit zehn Jahren im selben Haus und kenne immer noch nicht die Frau, die auf dem Flur gegenüber wohnt. Amber kannte alle ihre Nachbarn, immer gab es irgendeine lustige Verbindung, wie zum Beispiel mit dem Typen von unten, der ihr die gewünschte orange Farbe für ihr Wohnzimmer besorgen konnte, weil er Bühnenbildner war. Oder die Frau im Stockwerk drüber, die ihr das Nähen beibrachte. Einmal versuchte ich es ihr nachzumachen – ich backte Bananenbrot und schenkte meinen Nachbarn Weihnachtssterne –, aber es hatte nicht die gleiche Wirkung. Niemand knüpfte gute Nachbarschaftsbeziehungen so mühelos wie Amber. – Claire*

Amber freundete sich mit den Nachbarn an und strich ihre Wohnung in frohen Farben, während es mir schwerfiel, die Wäsche zu waschen. Ich hatte etwas verpasst, und das überraschte mich nicht. Schon immer hatte ich angenommen, dass andere Menschen mehr und bessere Freunde als ich haben. Amber war für viele Menschen eine außergewöhnliche Freundin, und ich wünschte, ich wäre eine von ihnen gewesen, auch wenn das bedeutet hätte, dass ich jetzt den tiefen Schmerz der Gemeinschaft teilte, die sie zusammengebracht hatte.

Ein Beitrag nach dem anderen machte deutlich, dass Amber ein Talent für Freundschaften hatte, und plötzlich begriff ich, dass man darin gut sein konnte wie im Kochen oder Singen. Man konnte gut darin sein, Freundschaften zu pflegen, und in dem Moment, als mir der Gedanke kam, wusste ich, dass ich nicht gut darin war. Ich hatte einige Freunde, aber hatte ich auch eine

Gemeinschaft? Nein. Würde eine Gruppe von uns eines Tages zusammen ein Strandhaus mieten und dort an einem Wochenende verrückte Dinge tun und einen Heidenspaß haben? Niemals. Die meisten meiner Freunde kennen sich nicht einmal, und auch wenn es so wäre, würden sie mich sicherlich nicht als den Mittelpunkt einer Gruppe ansehen.

Während ich immer wieder die Geschichten über Amber und ihre Persönlichkeit las, versuchte ich mir vorzustellen, wie ich selbst etwas Ähnliches über eine meiner Freundinnen schrieb. Oder dass eine von ihnen etwas über mich schrieb. Ich dachte an meine älteste Freundin, Lindy, eine Frau, die ich seit der siebten Klasse kenne. Wir haben zusammen Fußball in der Schule gespielt, waren beide im Orchester, und einmal hatten wir eine erbitterte Auseinandersetzung darüber, ob bei Dairy Queen die warme Schoko- oder die Erdbeersöße gesünder wäre. Wir gingen an verschiedene Universitäten, und im Gegensatz zu ihr zog ich irgendwann wieder zurück in unseren Heimatort. Ich sehe sie gelegentlich, wenn sie mit ihren Kindern in die Stadt kommt, um ihre Eltern zu besuchen, aber wir sind nicht regelmäßig in Kontakt. Lindy ist eine freundliche und kreative Person, die sich wahrscheinlich freuen würde, von mir zu hören, wenn ich morgen zum Hörer greifen und sie anrufen würde. Ich betrachte sie als Freundin, hauptsächlich aufgrund unserer gemeinsamen Vergangenheit, aber kenne ich sie wirklich? Sind wir Freundinnen oder nur zwei Menschen, deren Wege sich in der Kindheit kreuzten, als man noch leichter Bindungen einging?

*Ich kannte Amber nur einen Tag lang. Unsere Verlage arrangierten eine gemeinsame Signierstunde, also trafen wir uns vor der Veranstaltung auf einen Kaffee. Seit der Schulzeit habe ich kaum noch langjährige Freunde gefunden, aber Amber mochte*

*ich auf Anhieb. Ich hatte das Gefühl, dass wir Freundinnen werden könnten, dass wir sicher Freundinnen würden, wenn sie einverstanden wäre. Ich bin untröstlich, dass dies nun nicht mehr möglich sein wird. – Elizabeth*

## *Duck Woods*

Ich wohne mit meinem Vater, Earl Attaway, zusammen. Er ist achtzig, und ich bin sein ältestes Kind. Vor einigen Jahren hat er seinen Sohn, meinen jüngeren Bruder, an die Westküste verloren. So drücken wir das aus, die typische Redeweise meiner Familie, die die Tatsache herunterspielen soll, dass mein Bruder weit fortgezogen ist und nie zu Besuch kommt. Wir Attaways glänzen im Gebrauch von Euphemismen.

Mein Vater baute unser Haus in der Todd Lane in dem Jahr, als er vierzig und ich geboren wurde – seine einzige praktische Arbeit in einem ansonsten vollkommen intellektuellen Leben. Während des Hausbaus wohnten meine Eltern nebenan in einem kleinen Bungalow, der jetzt unseren Nachbarn gehört, der Familie Ford. Ich mag das Häuschen lieber, aber mein Vater baute ein zweistöckiges Steinhaus im Kolonialstil, weil man diesen Stil bewunderte, als er und meine Mutter frisch verheiratet waren und er den Wunsch hatte, selbst eines zu bauen. Als Akademiker wollte er Mauern hochziehen. Er wollte mit seinen Händen arbeiten. Es ist immer noch das größte Haus in der Nachbarschaft, jetzt, wo die Gegend schicker wird. Häuser, die viele Jahre liebevoller Verwahrlosung überstanden haben, bekommen nun einen neuen Anstrich in historisch passenden Farben. Gärten, die nichts anderes kennen als einen Handrasenmäher, werden jetzt professionell angelegt und verfügen über Kieswege.

Ich bin Gärtnerin, theoretisch sollte mich das Interesse der

Menschen an ihren Gärten also freuen. Nur dass das nicht der Fall ist, denn sie haben kein Interesse; von ihnen beauftragte Landschaftsarchitekten machen die ganze Arbeit. Ein Interesse an Gärten zu haben, ohne selbst zu gärtnern, ist wie das Interesse an Essen, ohne etwas zu essen. Die meisten meiner Nachbarn möchten nur, dass ihr Grundstück einen gepflegten Eindruck macht, mehr nicht. Sie möchten einen perfekten Rasen und ordentliche Mulchringe um ihre Bäume sowie Gartenbeete mit Farbe und Struktur, aber alles schön pflegeleicht, was zur Folge hat, dass die Pflanzengruppierungen sich wiederholen: immer die gleichen vier oder fünf immergrünen Sträucher (Gattungen *Juniperus* und *Thuja*, größtenteils), gemischt mit etwas Azalee und Hortensie, vielleicht noch Berberitze und Ziergras. Neulich kam ich an einem Haus vorbei, wo ein ambitionierter Gärtner sich weit vorgewagt und einige tiefrote Taglilien (*Hemerocallis*) in die Gestaltung eingearbeitet hatte. Eine schöne Idee, aber mein erster Gedanke war: Diese Blumen werden verschwinden, sobald der Hausbesitzer begreift, dass er täglich die welken Blüten entfernen muss, damit der Garten weiterhin ordentlich aussieht.

Unser Viertel heißt Duck Woods, obwohl ich dort noch nie eine Ente (*duck*) gesehen habe, und es gibt auch keine Wälder (*woods*). Eine dreieckige Fläche, die auf der einen Seite von Eisenbahnschienen begrenzt wird, auf der anderen von einer schnell befahrenen Straße – und damit meine ich eine Geschwindigkeitsbeschränkung von fünfunddreißig Meilen pro Stunde, aber alle fahren fünfzig – und einem Fluss auf der dritten Seite. Mein Vater sagt, dass die Gegend ursprünglich *Duck's Woods* nach einer alteingesessenen Familie mit diesem Namen in der Stadt hieß, vielleicht stimmt das. Keiner kann sich je daran erinnern, wo ein Apostroph hinkommt, daher ging das S wahrscheinlich

im Lauf der Zeit verloren. Das Viertel liegt zwei Meilen von der Universität entfernt, es ist so ländlich, dass Hühner umherlaufen, aber nicht so sehr, dass es Lagerfeuer gäbe; es ist so städtisch, dass es Bürgersteige gibt, aber nicht so sehr, dass man Miets- oder Doppelhäuser baute; es ist so vorstädtisch, dass jeder ein Auto benötigt, aber nicht so sehr, dass eine Eigentümergemeinschaft Instandhaltungsstandards einfordern würde.

Mein Vater kennt jeden in unserer Straße. Oft stellt er Blumen vor eine Haustür, und er sammelt die Dankesbriefchen, die er dafür bekommt. Er benutzt Plastikmilchkannen als Vasen, und er holt sie eigens dafür aus den Sammelbehältern im Wertstoffhof. Darüber ist schon ein Artikel in der Zeitung erschienen. Er schneidet den oberen Teil der Kanne ab, füllt sie mit Wasser und Blumen aus unserem mit Unkraut übersäten Garten und geht los, wobei er Wasser über seine beige Hose und seine weißen Tennisschuhe verschüttet. Ich habe ihn einmal gefragt, warum er nicht Marmeladengläser oder andere kleinere Gefäße benutzt. Er antwortete:

»Wenn du Kinder hättest, May, wüsstest du, dass die Leute kein Glasgefäß vor ihrer Haustür wollen. Ein Kind könnte es umschmeißen und sich wehtun.«

Ich kenne die Todd Lane ganz anders. Ich weiß, dass der UPS-Wagen manchmal eine halbe Stunde von einem bis zum anderen Ende der Straße braucht, weil hier lauter Leute wohnen, die sich in der Lebensphase der Anschaffungen befinden: junge Paare, die ein Kind erwarten oder schon welche haben. Die Pakete kommen von Firmen wie Pottery Barn bis hin zu Walmart, aber sie enthalten immer das Gleiche.

In Duck Woods lässt sich sehr gut das Privatleben auf Grundstücken von einem halben Hektar studieren, und es werden nicht nur ständig Witze erzählt und Backzutaten ausgeliehen. Ein